

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 6

Artikel: Dr. rer. pol. was können Sie?
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069571>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

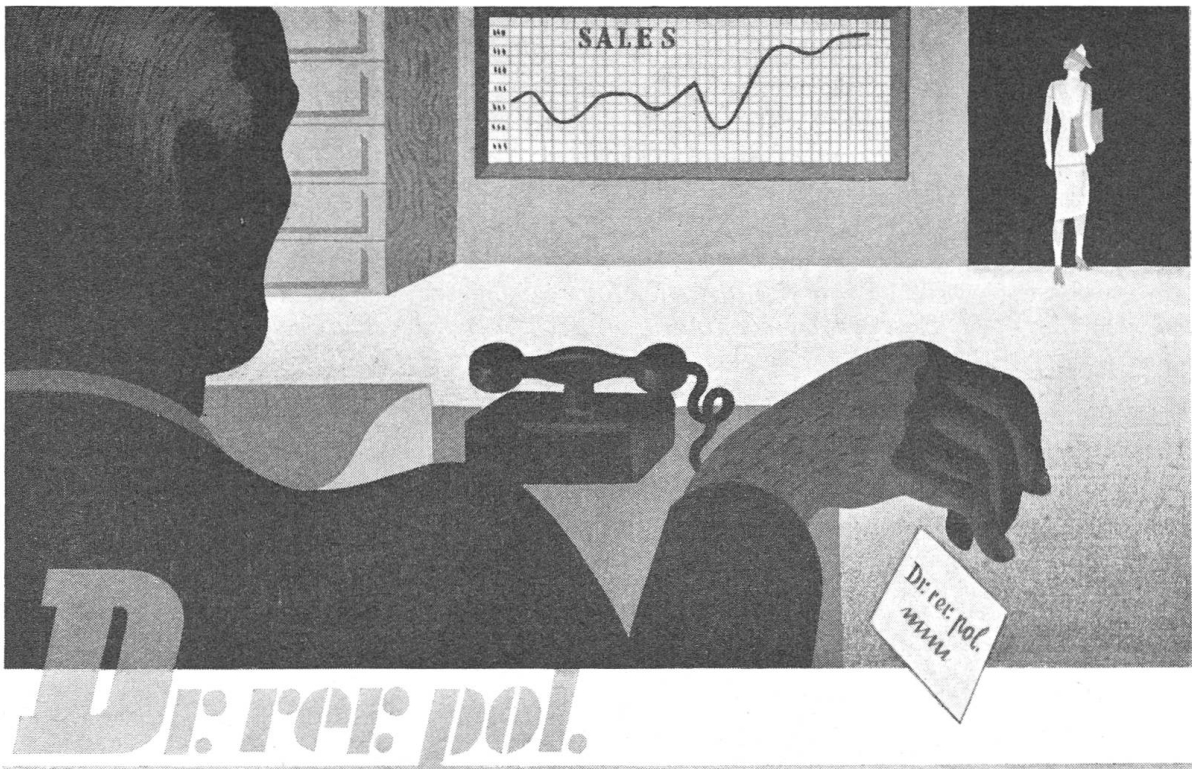
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



WAS KÖNNEN SIE?

VON * . *

Illustration von Fritz Simon

Wissen ist Macht, heisst der schöne Spruch, der so gern bei Examenreden zitiert wird, und viele unserer Studenten glauben allen Ernstes, es genüge, das Doktordiplom einer schweizerischen Hochschule vorzuweisen, um nach dem Kriege in allen Erdteilen mit offenen Armen aufgenommen zu werden. Wie schwierig es aber ist, nur mit dem « guten Schulsack » sein Brot zu verdienen, zeigt der nachstehende Bericht einer Nationalökonomin.

Ich doktorierte in Nationalökonomie, verheiratete mich aber gleich nach dem Examen.

Es war zur Zeit der grossen Arbeitslosigkeit. Da mein Mann mit dem besten

Willen keine Stelle finden konnte, beschlossen wir, eine hoffnungslose Gegenwart gegen eine ungewisse Zukunft auszutauschen. Wir verkauften deshalb unsere Habseligkeiten und wanderten nach Amerika aus.

Der Anfang im neuen Lande war nicht viel besser als die letzten Monate, die wir in Europa verlebt hatten. Unsere « Wohnung » bestand aus einem möbliert gemieteten Zimmer. Das Wort möbliert umfasste in unserm Falle drei Möbelstücke: das (in Amerika übliche) Doppelbett, eine kleine Kommode und einen Schaukelstuhl. Dieses Mobiliar hatte knapp Platz in dem Zimmerchen,

was schliesslich den Vorteil hatte, dass man vom Bett aus bequem seine Kleidungsstücke aus den Schubladen hervorsuchen konnte. Die Backsteinwand des gegenüberliegenden Hauses bildete unsere ganze Aussicht. Sie war so nah, dass man jeder Fliege zusehen konnte, die darauf herumspazierte. Immerhin, das Zimmer war sauber und die Vermieter zwei nette alte Leute, Mr. und Mrs. Rumbell. Im alten Herrn konnte man noch immer leicht den frühern schönen Mann erkennen. In seiner Jugendzeit war er im Winter Tanzlehrer gewesen, zur Sommerszeit aber Kapitän eines Vergnügungsdampfers auf den grossen Seen. Später wurde er nacheinander Nachtwächter, Gaseinzüger, Verkäufer von Waschmaschinen.

Obwohl ich die alten Leute gern hatte, wollte ich aber doch so schnell wie möglich Geld verdienen, um aus der Misere herauszukommen. Jeden Tag studierte ich die Stellenangebote in der Zeitung, aber es schien sich da nichts Passendes für einen Dr. rer. pol. zu zeigen. Schliesslich ging ich auf ein Stellenvermittlungsbureau. Englisch konnte ich genügend, um mich durchzuschlagen. Ich trug mein Anliegen vor: Arbeit auf einem Bureau oder einer Bank. Darauf die Frage: «What can you do?» (Was können Sie?) Ich zögerte, was konnte ich eigentlich, ich, ein Dr. rer. pol.? Der Stellenvermittler versuchte nachzuhelfen: «Stenographie, Maschinenschreiben?» — «Nein, aber Sprachen, gute Bildung, ausgezeichnet im Rechnen», sagte ich verzweifelt. «Bedaure, aber damit ist ohne Maschinenschreiben und Stenographie nichts anzufangen.»

Auf einem zweiten Stellenvermittlungs-

bureau ging es genau so, nur sagte ich, dass ich ein «Doctor of economics» sei, worauf der Amerikaner kühl, sachlich fragte: «Yes, but what can you do?» Ich kroch vor mir selbst zu Kreuz und gestand mir, dass ich nichts, gar nichts konnte. Oder doch? Schliesslich war ich eine Frau, und als solche konnte ich kochen, putzen und sonst noch allerlei ähnliches. Eine grosse Tüchtigkeit hatte ich ja in dem einzigen Jahre meiner Tätigkeit als Hausfrau nicht gerade erlangt, aber dafür besass ich um so mehr guten Willen.

Ich sah mich also nach einer Stellung als Mädchen für alles um. Und siehe, nun hatte ich auf einmal keine Schwierigkeiten mehr unterzukommen. Schon wenige Tage später regierte ich als «Mary» in einer Küche, die so schön und schneeweiss war, dass mir klein und bänglich zumute wurde — so wie früher manchmal beim Anblick alpiner Schneelandschaften.

Hier nun kochte ich, wusch ich Geschirr; hier sass ich auf einem hohen, runden Küchenstuhl und verzehrte einsam meine Mahlzeiten, die mir nicht recht schmecken wollten.

Aber mein Revier bestand nicht nur aus der Küche, nein, es war gross, sehr gross, mein Revier. Es umfasste ein ganzes Haus mit acht Zimmern, die alle geputzt und in Ordnung gehalten sein mussten. Morgens um sieben Uhr trat Mary an, und wenn sie sich sehr beeilte mit dem Geschirrabwaschen, dann war sie abends um acht Uhr fertig. Aber die Sache brachte Geld ein, sechzig Franken in der Woche. Das hielt ich mir immer wieder vor Augen, wenn mir zumute war, als ob ich einfach davonrennen möchte. Sechzig Franken, sechzig Fran-

ken — das war ein Trost. Aber noch einen andern Trost hatte ich, wenn mich die rothaarige, verblühte Frau ihre Böden, Fenster und das viele weissgestrichene Holz der Türen und Fensterrahmen putzen hiess. Dann dachte ich: «Aber ich bin halt doch jünger und schöner als du.» Dieser Gedanke hat mir wohlgetan wie Balsam.

Die sechzig Franken verloren jedoch bald ihre Zauberkraft. Ich wurde gepackt vom Dollarwahn und wollte mehr Geld und immer mehr. Darum gab ich meine Stellung auf von heute auf morgen — wozu soviel schaffen für so «wenig» Geld?

Ich studierte wieder die Stellenangebote in der Zeitung. Bald zeigte sich etwas Passendes: Kindermädchen-Gouvernante, gute Näherin, Französisch sprechende bevorzugt.

Ich meldete mich in einer riesigen Villa. Die Dame, eine Jüdin deutscher Abstammung, stellte mich auf der Stelle ein, zu achtzig Franken per Woche.

Nun war ich etwas mehr als ein Kindermädchen, etwas weniger als eine Gouvernante. Was aber kümmerte es mich, ob ich dieses war oder jenes, ich verdiente achtzig Franken in sieben Tagen! Eigentlich ging es mir nun auch ganz gut. Ich hatte zwei kleinen, jüdischen Mädchen Französisch zu lehren, musste ihre (recht umfangreiche) Garderobe in Stand halten, was nicht so einfach war, weil die Kleider eine unaufhörliche Tendenz hatten, in den Augen der Missis entweder zu kurz oder zu lang zu scheinen. Mir wurde am Tische der Familie serviert, kosher und sehr gut. Ich schlief mit den Kindern auf einer vom hygienischen Standpunkt aus be-

wundernswerten Veranda, die mit den drei weissen Eisenbetten einem Spitalzimmer glich. Ich bekam zweimal wöchentlich frische Bettwäsche, ich konnte mein tägliches Bad nehmen — alles Komfort, den ich zu schätzen wusste, und achtzig Franken per Woche obendrein! Weil aber nirgends Rosen ohne Dornen blühen, so gab es auch hier Häklein und Haken.

Der eine Haken, der mich wurmte, das waren (*honni soit qui mal y pense*) die Nachttöpfe. Es gehörte zu meinen Pflichten, jeden Morgen die Schlafveranda in Ordnung zu bringen. Dabei fand ich regelmässig unter dem Bette jedes Kindes ein volles Töpfchen, das geleert sein wollte. Und jeden Morgen hat es mich geärgert, masslos geärgert. Es liess sich aber nichts ändern in diesem Haushalt, in dem ein jedes Ding unumstösslich geregelt war.

Aus dem jungen Chauffeur wurde ein zweiter Haken. In den ersten Tagen, da ich Mary, die Kindsmagd war, beobachtete ich, wie der hübsche Charles mit der Köchin und dem Zimmermädchen flirtete und versuchte, herauszufinden, welcher von beiden seine Liebe gelte. Bald aber drehte sich der Spiess gegen mich. Ich hatte natürlich nicht gesagt, dass ich verheiratet sei — wer würde wohl eine verheiratete Frau als «nurse-governess» anstellen? So war ich Miss Mary...

Oft musste ich mitfahren, wenn die Dame mit ihren Kindern auf Einkäufe oder zu Besuch ging. Dann warteten Mary und Charles im Auto halbe, ganze Stunden lang, und Charles war einfach charmant. Er war ein hübscher Bursche,

und ich muss gestehen, wäre ich Mary und nur Mary gewesen, ich hätte mich in ihn verliebt.

So aber verleidete mir die ganze Geschichte, ich kündigte und kehrte zurück in das schäbige Mietszimmer der Rumbells.

Was aber sollte nun weiter geschehen? «Hätte ich doch etwas Rechtes gelernt!» dachte ich immer und immer wieder, bis ich endlich klar eine Lösung vor mir sah, die da hiess: Wenn du nichts kannst, so lerne etwas!

Nun galt es nur noch, ein geeignetes Betätigungsfeld zu finden. Schreibmaschinenfräulein zu werden, schien mir nicht günstig, da ich dafür die Sprache nicht genügend beherrschte. Weil aber die Rechenmaschine in dieser Beziehung keine Anforderungen stellt, versuchte ich es damit.

Ich trat in die Schule der Burrough's Adding Machine Co. ein, nachdem ich mein Schulgeld von vierzig (sauer verdienten) Dollars bezahlt hatte. Mehr als dreissig Mädchen sassen in den Schulbänken. Die Anfänger tippten verzweifelt langsam, die Fortgeschrittenen mit einer solch rasenden Schnelligkeit, dass mir aller Mut sank und ich dachte, zu einer solchen Fertigkeit bringst du es nie.

Dann sass ich vor einer Maschine, drückte mit dem Daumen der rechten Hand den Bleistift an den Handballen, damit er immer wörtlich bei der Hand sei, und tippte mit den übrigen Fingern.

Wochen vergingen, und aus mir wurde eine gute Schülerin. Jede Woche gab es ein Wettrechnen um eine Pfundsachtel Pralinées. Um diese zu erringen strengte ich mich an wie nie zuvor. Nicht eine Sekunde lang gab ich nach, bis mein

Sinnvolle Arbeitsbeschaffung

Wir besitzen in unserm Land eine große Zahl von kleinern Dorfkirchen, die noch aus dem Mittelalter stammen und die meistens in einfacher, charaktvoller Bauart gehalten sind.

Von Ausnahmen abgesehen, sind diese Kirchen in gutem Zustand erhalten geblieben und nur selten durch spätere Umbauten verunstaltet worden. In einer andern Beziehung aber ist im letzten Jahrhundert viel gesündigt worden.

Zur Zeit, als diese Kirchen gebaut wurden, gab es in den Dorfkirchen noch keine Orgeln. Der Baumeister mußte also bei der Planung keine Rücksicht auf den Einbau eines solchen Instruments nehmen. Als es aber später Brauch wurde, auch in den kleinen Kirchen Orgeln aufzustellen, wurde in den meisten Fällen das Innere der Kirchen durch die Orgeln verdorben. Die Orgelbauer bauten die Instrumente ohne Rücksicht auf die stilistische Eigenart der Kirche, für die sie bestimmt waren. Man trifft hin und wieder «prächtige» Ungetüme von Orgeln, die sich natürlich nicht zwanglos in das Kircheninnere einfügen und so in hohem Grade störend wirken.

Glücklicherweise stehen heute die Baukunst und die Innenraumkunst wieder auf einem erfreulich hohen Niveau, so daß man es wagen könnte, die geschmacklosen Orgeleinbauten zu entfernen und durch gute Lösungen zu ersetzen.

Durch solche Renovationsarbeiten würde auch an die Arbeitsbeschaffung, die voraussichtlich nach Kriegsende einsetzen muß, beigesteuert.

Kopf glühte und die Hände zitterten. Was hatte es mich früher in der Schule gekümmert, ob eine Vier oder eine Fünf in meinem Zeugnis stand... aber eine Schachtel Pralinées, das war doch etwas ganz anderes! Ich habe sie auch gewonnen, eine Woche nach der andern, bis ich mich schliesslich schämte, den übrigen Schülerinnen den Preis wegzunehmen, und er an die zweitbeste ging.

Nach acht Wochen war ich diplomierter « calculator ». Nun hiess es wieder, eine Stellung suchen. Die Schule hatte jedoch für ihre Schülerinnen eine unentgeltliche Stellenvermittlung. Die Lehrerin versprach, mir eine aussichtsreiche Stellung zu verschaffen. Ich erzählte ihr, ich hätte studiert, aber sie riet mir dringend, das zu verschweigen. Es stosse die Leute nur vor den Kopf, sagte sie, und es nütze mir viel mehr, wenn ich vorgebe, früher schon auf einem Bureau tätig gewesen zu sein.

Eines Tages telefonierte eine grosse Automobilfabrik nach einem erfahrenen « calculator ». Die Lehrerin versprach, ein aussergewöhnlich intelligentes Mädchen vorbeizuschicken, das schon in Europa als « calculator » gearbeitet habe. Darauf prägte sie mir alle Lügen ein, die ich vorbringen sollte.

Ich machte mich auf den Weg und tat mein Bestes. Es soll aber einmal einer versuchen, einen amerikanischen « business-man » anzulügen. Das ist nicht so leicht. Ich stand bald wieder vor dem Tore, enttäuscht, entmutigt, und Tränen kollerten auf das harte, amerikanische Pflaster.

In einer zweiten Fabrik brachte ich es schon weiter. Man liess mich eine Probearbeit machen, die ich schnell und leicht

beendigte. Mit einem unbestimmten Bescheid schickte man mich fort. Als ich in die Schule zurückkam, wusste die Lehrerin, dass man mich nicht einstellen würde, weil ich undeutliche und unrichtige Zahlen gemacht haben sollte. Nun lernte ich, dass eine Eins in Amerika niemals einen Aufstrich haben darf, dass eine Sieben mit einem Querstrich unfehlbar als eine Vier angesehen wird und dass eine Null mit einem Häkchen keine Zahl ist, sondern ein Buchstabe, das O. So sass ich, ein Dr. rer. pol. « A. D. », in der Schule und schrieb gross und langsam die Zahlen von eins bis zehn und immer wieder von vorn, bis sie deutlich, schön und amerikanisch aussahen.

Eines Tages verkaufte die Burrough Adding Machine Co. eine Rechenmaschine, die zusammen mit einer Rechnerin abgeliefert werden musste. Die Lehrerin fand, das wäre eine Gelegenheit für mich, irgendwo unterzukommen. Zwar sei es durchaus keine glänzende Stellung, doch habe sie dort früher schon eine Maschine mit Schülerin abgeliefert und wisse, dass der « boss » nicht viel frage. So wurde ich denn mit der Maschine zusammen in ein Auto verladen und durch düstere und unheimliche Strassen gefahren. Vor einem dunklen Gebäude wurde ich mitsamt der Maschine abgesetzt. Ich wagte mich hinein und stand vor meinem zukünftigen Arbeitgeber, einem Griechen, dessen Englisch noch weit schlechter war als meines. « Wann können Sie anfangen? » war alles, was er fragte. « Sofort », war meine Antwort. Daraufhin wurde die Maschine auf einen Tisch gestellt und mir ein Stuhl hingeschoben.

Nun war ich ein Bureaufräulein und empfand darüber ein beglückendes Ge-

fühl der Befriedigung und des Stolzes, wie einst nach bestandnem Doktor-examen.

Mit einem Eifer ohnegleichen machte ich mich an die Arbeit. Auf der andern Seite des Tisches sass meine Kollegin, Miss Smith. Bald bemerkte ich, dass die Maschine gegenüber um so langsamer klapperte, je wütender ich darauflos schaffte. Schliesslich öffnete Miss Smith ihre Tischschublade, in der sie ein Buch aufschlug und eifrig zu lesen begann. Dabei tippte sie mit der einen Hand auf der Maschine herum, damit ein jeder hören konnte, wie fleissig Miss Smith arbeitete. Ich schoss wütende Blicke. Die dachte wohl, ich, das «green-horn», arbeite für zwei! Miss Smith aber sah freundlich von ihrer Lektüre auf und sagte: «Wenn Sie in dem Tempo weiterfahren, so haben wir bald nicht mehr genug Arbeit für zwei!» Ich war sprachlos; das also war die Anerkennung meiner Tüchtigkeit!

Miss Smith hatte jedoch mit ihrer Behauptung nur allzurecht. Es war zuviel Arbeit da für eine, zuwenig für zwei. Um die Mitte jedes Monats drohte regelmässig die Arbeit auszugehen. Wir klapperten beide wahllos auf den Maschinen herum, lasen dazu und waren schliesslich froh, wenn mit Beginn eines neuen Monats wieder Arbeit auftauchte.

Ich hatte also eine leichte Stellung, der «boss» gewährte mir sogar eine Gehaltsaufbesserung, und alles wäre gut und schön gewesen, hätte nicht der Winter mit seiner Kälte neue Sorgen gebracht.

Das Geschäft meines Arbeitgebers war eine Kolonialwarenhandlung en gros. Als Geschäftsgebäude diente ein altes Lager-

haus, in dem man nachträglich und notdürftig noch drei Bureauräume eingerichtet hatte. Sie waren durch dünne Bretterwände von den aufgestapelten Konservenbüchsen, Mehl- und Reissäcken getrennt. Im «office», in dem der «boss» sass, brannte zur Winterzeit ein Petroleumofen, von dessen Wärme sich auch ein kleiner Teil durch die offenen Türen in die zwei andern Bureauräume verirrte. Doch war es trotzdem bitterkalt. Wir brachten Finken mit, trugen bei der Arbeit unsere Mäntel und schlotterten dennoch. Miss Smith und ich hatten nicht mehr zu wenig Arbeit. Bald war die eine krank, bald die andere. Waren einmal beide an der Arbeit, verloren wir viel Zeit mit Händereiben und Nasenputzen. So ging es wochen- und monatelang, und wir glaubten schon, Zeichen des Frühlings zu sehen — die vielleicht nur Produkte unserer Sehnsucht waren.

Ich aber sollte die bessern Zeiten im Hause der Kolonialwaren nicht mehr miterleben. Erkrankt an einer schweren Bronchitis, wurde ich in ein Krankenhaus eingeliefert, und damit fand meine Laufbahn als «calculator» ein plötzliches und schlimmes Ende. Zwar wollte mein Arbeitgeber eine Aushilfe nehmen und mir die Stellung offenbehalten. Das tat mir wohl, weil es mir die Gewissheit gab, dass aus dem Dr. rer. pol. doch noch etwas Rechtes geworden ist — ein gutes Bureaufräulein.

Mein Mann, dem ich die Schattenseiten meiner verschiedenen Stellungen vorenthalten hatte, war jedoch unterdessen gut vorwärts gekommen. Aus meinen Ersparnissen konnten wir uns Möbel kaufen, und ich wurde wieder eine Hausfrau.